



## DER BISCHOF VON LIMBURG

Dr. Georg Bätzing

### **Predigt am 7. Sonntag der Osterzeit, 24. Mai 2020 Kapelle Bischofshaus, Limburg Text: Joh 17,1-11a**

Liebe Schwestern und Brüder,

was für ein feierlicher Text. Jesus betet – und wir dürfen lauschen, wie vertraut er mit seinem Vater spricht. Ich weiß nicht, wie Sie empfinden? Mich macht das große Gebet Jesu ergriffen ähnlich wie eine wunderbare Orgelmusik, die kreisend einige zentrale Motive wie einen Klangteppich in den Raum stellt: verherrlichen – bewahren – eins sein.

Aber ganz ehrlich: Ist das alles nicht etwas zu pathetisch, bedenkt man die Situation, in der Jesus steht? Er hat mit den Jüngern das Abendmahl gefeiert. Judas hat die Gruppe verlassen. Die Nacht des Verrats ist angebrochen. Da wendet sich Jesus an seine Jünger und spricht zu ihnen. Die Abschiedsreden sind sein Testament. Er belehrt, er tröstet, er zeigt sich besorgt angesichts der Trennung, die bevorsteht, und der Not und Demütigung, die ihm und seinen Anhängern droht. Er verspricht Beistand. Und dann betet er. Vier lange Kapitel füllt der Evangelist Johannes mit diesem Zwischenstück – vier von einundzwanzig. Das hat Gewicht! Dann brechen sie aus dem geschützten Raum des Abendmahlssaals auf in die Nacht – in den Garten am Ölberg auf der anderen Seite des Kidronbaches. Und schon bald wird Jesus festgenommen.

Ist diese angespannte, bedrohliche Situation der rechte Zeitpunkt für feierliche Reden und ein Hochgebet? Wird nicht auch Jesus angesichts der unausweichlichen Passion erschüttert gewesen sein und verängstigt. Es scheint, die anderen drei Evangelisten sind dichter dran an der emotionalen Ausnahmesituation, in der sich die ganze Gruppe befindet. Hat Johannes etwa den Ablauf verfälscht? Hat er dem irdischen Jesus Worte in den Mund gelegt, die dieser nie gesprochen hat? Was ist die Absicht des vierten Evangelisten, wenn er sozusagen die Szene anhält, die Kaskade schicksalhafter Ereignisse stoppt und uns diesen Moment ruhiger Ergriffenheit schenkt?

Ich suche einen Vergleich – und finde ihn in meiner eigenen Erfahrung. Mein Anhaltspunkt ist das Wort zu Beginn: Die Stunde ist da. Mir fallen zwei Übergangssituationen ein, die prägend für mich sind. Sie werden ähnliche erinnern. Der 7. Februar 1986 ist der Tag vor unserer Diakonenweihe. Wir Kandidaten machen Exerzitien. Morgen ist das große Fest. Beim Aufstehen schießt es mir durch den Kopf. Auf diesen Tag gehst du seit Jahren zu: endlich. Frohe Erwartung. Bist du gut vorbereitet? Lebensentscheidung – ein Beruf und eine Lebensform. Zölibat. Kannst du das? Bist du so frei? Allen Mut zusammen nehmen. Viele sagen, ich sei auf dem richtigen Weg, das passe. Trotzdem unruhig. Es hängt viel dran, aber es erfüllt mich auch. Ich sehe mich in meinem Zimmer, ich stelle mich gerade auf, atme tief durch, strecke mich – und dann gehe ich in den Tag. Von außen betrachtet ist es nur ein Moment, Sekunden. Aber sie sind unglaublich gefüllt und bedeutsam. Ich habe das nie vergessen.

Und noch eine Übergangssituation. Samstagmorgen Ende April vor sechs Jahren. Der Tag ist verplant. Aber ich bin schon unruhig aufgestanden, unsere Mutter ist im Krankenhaus. Da der Anruf meiner Schwester. Die Ärzte sagen, es steht nicht gut, wir sollen kommen. Alles Mögliche schießt mir durch den Kopf, Beklemmung ist da. Sie wird sterben.

Ich muss hin, die kostbaren Stunden am Sterbebett nicht versäumen. Gut 200 km sind es. Zuvor Termine absagen, Vertretung suchen packen, nichts vergessen. Das Herz rast. Und wieder stelle ich mich erst einmal gerade hin, strecke mich und atme tief durch. Mehr als Luft holen. Ich vergewissere mich, wer ich bin und was mich bewegt. Ich strecke mich, atme und ordne, was geschieht, dann breche ich auf.

Auch Jesus ist in einer Übergangssituation. Existentieller kann es nicht sein, als wenn man den Tod vor Augen hat. Vielleicht waren es nur ein paar Augenblicke zwischen Abendmahl und dem Aufbruch zum Ölberg. Vielleicht hat sich der irdische Jesus – nachdem er sich zuvor zur Fußwaschung tief beugen musste – nur aufgerichtet, gestreckt und hat tief durchgeatmet. Aber in diesen Augenblicken liegt all das eingeborgen, was der Evangelist Johannes ihn aussprechen lässt. „Vater, die Stunde ist da.“ Da ist nichts verfälscht, nur entfaltet. So dicht können Augenblicke sein. Wir wissen es doch.

Im Gespräch mit dem Vater vergewissert sich Jesus seiner Herkunft, seines Auftrags, seiner Sendung als Mittler zwischen Gott und den Menschen. Bevor ihm Misshandlung und Schmerzen den Überblick rauben und ihn teilhaben lassen an der Nacht der Gottverlassenheit, nimmt er Haltung an. Er ordnet sein Werk. Er blickt auf die, die ihm zuhören und die zu ihm gehören. Er wird sich seiner selbst bewusst. Das Herz, das in ihm schlägt, ist die Mitte der Welt. Da finden Himmel und Erde zusammen. „Eins sein“ – „bewahren“: jetzt passen diese großen Worte. Da ist nichts zu hoch gegriffen. Da erschließt sich sogar der seltsame Begriff „verherrlichen“. Sechs Mal klingt er in diesem kurzen Abschnitt an. Jetzt liegt der Akzent weniger auf seiner ästhetische Bedeutung von strahlendem Glanz und Schönheit, die wir meinen, wenn wir an einem besonderen Ort spontan „herrlich!“ ausrufen. Hier geht es um ein personales Geschehen: Im Miteinander zwischen Jesus und dem Vater meint „verherrlichen“, dem jeweils Anderen das Gewicht und die Bedeutung zu geben, die ihm zukommen. Angesichts der Schande, die sich Menschen gegen Jesus ausgedacht haben, bittet er den Vater darum, er möge ihm Recht verschaffen, er möge am Ende des Weges den göttlichen Anspruch bestätigen, mit dem er aufgetreten ist. Und umgekehrt wird in dieser besonderen Stunde deutlich, was der Evangelist Lukas bei der Geburt Jesu den Engeln in den Mund gelegt hat: „Verherrlicht ist Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seiner Gnade“ (Lk 2,14: Einheitsübersetzung 1980). Wo Gott als Gott anerkannt, verehrt und bezeugt wird – wie es Jesus immer und überall getan hat, wo Gott „verherrlicht“ wird, da wächst beständiger Friede, nach dem wir Menschen uns so sehr sehnen.

Jesus in seiner alles entscheidenden Übergangssituation: Er richtet sich auf den Vater hin aus, dessen Ehre zu suchen ihm alles bedeutet, und auf die Seinen hin, auf uns, denen sein Lebenseinsatz gilt. So ist er ganz bei sich selbst – und kann in Frieden gehen.